



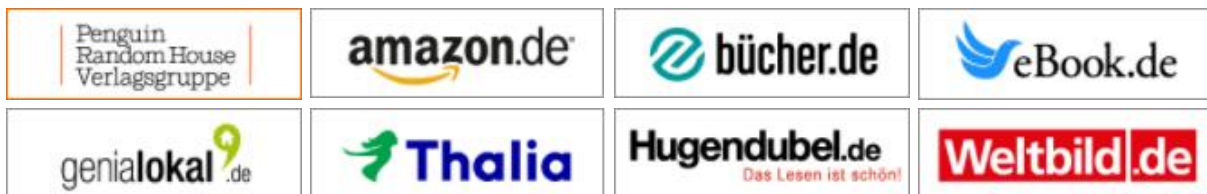
Leseprobe

Völlig utopisch

17 Beispiele einer besseren Welt

»Das Buch "Völlig utopisch – 17 Beispiele einer besseren Welt" erzählt von Menschen, die der Konsumgesellschaft den Rücken kehren.« *Zeit Magazin*

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,99 €



Seiten: 272

Erscheinungstermin: 10. März 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Nächste Ausfahrt: Utopia

Und es gibt sie doch: realisierte Utopien. Die Weltreporter haben sie über die ganze Welt verstreut aufgespürt. Hier erzählen sie von ganz verschiedenen kleinen und größeren Aufbrüchen und Ankünften. Von Menschen, die ihre Träume, die das Glück, trotz aller Widerstände, in die eigene Hand nehmen. Das ist nicht immer einfach, aber – und das zeigt dieses Buch – es ist machbar.

Die immer engmaschigeren Lebensprinzipien einer globalisierten Wirtschaftsordnung scheinen kaum mehr Alternativen und Visionen zuzulassen. Zugleich wächst die Sehnsucht nach Bedeutung, Anerkennung und Gemeinschaft in einem zunehmend unüberschaubaren Weltgefüge. Und tatsächlich gibt es sie: Projekte und Gegengesellschaften, in denen sich am Rande der Globalisierung Menschen mit Abenteuergeist und Chuzpe den Traum eines besseren Lebens im Hier und Jetzt erfüllen, und dabei nicht selten den etablierten Staaten an den Karren fahren. Marc Engelhardt und weitere Weltreporter haben solche Utopien weltweit besucht, von Argentinien bis Namibia, von Anarchie bis Nachhaltigkeit, von Liebe und Kreativität über Güte bis zur Informationsfreiheit. In Dänemark, Indonesien und Neuseeland.

Mit Beiträgen von:

Danja Antonovič, Bernhard Bartsch, Clemens Bomsdorf, Marc Engelhardt, Philipp Hedemann, Alkyone Karamanolis, Ruth Kinet, Julia Macher, Leonie March, Karen Naundorf, Anke Richter, Stefan Scholl, Christina Schott, Kerstin Schweighöfer, Christine Wollowski und Kerstin Zilm

Marc Engelhardt (Hrsg.)

VÖLLIG UTOPISCH

17 Beispiele einer besseren Welt

Pantheon



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Erste Auflage
März 2014

Copyright © 2014 by Pantheon Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Karten: Peter Palm, Berlin
Druck und Bindung: CPI, Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55244-5
www.pantheon-verlag.de

Inhalt

- 7 VORWORT – Utopie ist machbar, Herr Nachbar
Ilija Trojanow
- 15 NEUSEELAND – Der Regenflüsterer
Anke Richter
- 31 NIEDERLANDE – Vergessende, unvergessen
Kerstin Schweighöfer
- 51 CHINA – Mut zur Freiheit
Bernhard Bartsch
- 65 VEREINIGTE STAATEN VON AMERIKA –
Anarchie bei 45 Grad im Schatten
Kerstin Zilm
- 81 ÄTHIOPIEN – Die Gottlosen
Philipp Hedemann
- 97 GRIECHENLAND – Der Traum vom »Wir«
Alkyone Karamanolis
- 109 NAMIBIA – Sterntaler, namibisch
Marc Engelhardt
- 125 INDONESIA – Stur, standhaft, selbstbestimmt
Christina Schott
- 141 SERBIEN – Die Geschichte von Viv und Bou
Danja Antonovic

- 155 BRASILIEN – Traumsucher am Strand
Christine Wollowski
- 169 ISRAEL – Vom Segen im Verborgenen
Ruth Kinet
- 187 SPANIEN – Jenseits von Silicon Valley:
Die Hacker von Calafou
Julia Macher
- 201 ARGENTINIEN – Ich bin mein eigener Fabrikant
Karen Naundorf
- 211 DEUTSCHLAND – Wo die Liebe wohnt
Marc Engelhardt
- 227 DÄNEMARK – Alle Macht allen:
Die Geschichte von Hasch, Freiheit, Geld und Immobilien
Clemens Bomsdorf
- 241 SÜDAFRIKA – Am Anfang des Regenbogens
Leonie March
- 255 RUSSLAND – Sauf dich satt und komm dann wieder
Stefan Scholl
- 267 AUTORINNEN UND AUTOREN

Vorwort

Utopie ist machbar, Herr Nachbar

ILIJA TROJANOW

Die Welt wird nie gut, aber sie könnte besser werden.
Carl Zuckmayer

»Erehwon« ist der Name einer literarischen Utopie des britischen Autors Samuel Butler. Das hört sich an wie ein sinnfreier Kunstname, bis man das Wort von hinten nach vorne liest und ein weiterer berühmt-berüchtigter Nicht-Ort sichtbar wird, beschworen mit der ganzen kreativen Kraft der Fantasie. Das utopische Verfahren wird deutlich: Die herrschenden Verhältnisse werden auf den Kopf gestellt, umgestülpt; was im vertrauten Alltag gilt, ist im Gedankenexperiment außer Kraft gesetzt. Utopia ist somit viel mehr als eine Insel der Seligen, auf der Frieden und Gleichheit herrschen und Bildung als höchstes Gut gilt, Utopia ist die Vorwegnahme von Veränderung im Reich der Imagination, Utopia umfasst das freieste Denken, das Ersinnen von Alternativen.

Insofern war der nach 1989 oft verkündete »Untergang der Utopien« ein Totengräbergesang, der alle Träume begraben wollte, um allgemeine Friedhofsruhe durchzusetzen. Ideologisch begleitet von der unbeweisbaren Behauptung, die Schrecken des 20. Jahrhunderts seien Folge utopischen Denkens, obwohl man mit erheblich besseren Argumenten autoritäre Hierarchie, fanatischen Nationalismus, Rassismus, Nepotismus und exterminatorischen Imperialismus für die Schrecken des Staatsterrors verantwortlich machen könnte.

Die Flaute radikalen Denkens konnte nur vorübergehend sein, und heute, da Überwachungsstaat, oligarchische Strukturen, destruktive Finanzmärkte und vieles Kriminelle mehr Gegenentwürfe geradezu provozieren, braust der Wind wieder auf. Die Notwendigkeit wird akut spürbar, geistig jenseits eines System zu blicken, das Eigennutz als wirtschaftlichen Motor einsetzt, zum Nutzen einiger weniger, zum Schaden vieler, auf Kosten zukünftiger Generationen. Oder, in den Worten des anonymen französischen Autorenkollektivs »Un-sichtbares Komitee«: *Es ist nicht die Ökonomie, die in der Krise ist, die Ökonomie ist die Krise; es ist nicht die Arbeit, die fehlt, es ist die Arbeit, die überflüssig ist; nach reiflicher Überlegung ist es nicht die Krise, sondern das Wachstum, das uns deprimiert.* (Der kommende Aufstand)

Was seit Anbeginn der Moderne utopisch, sprich unrealisierbar, genannt wird, war einst gelebte Wirklichkeit. Die meiste Zeit lebte die Menschheit nämlich in herrschaftslosen Gesellschaften, in denen es keine institutionalisierte Autorität gab, sondern die Position des Anführers, der Anführerin – oftmals handelte es sich dabei um Matriarchate – an die Weiseste, den Intelligentesten oder die Charismatischste ging. Ausgrabungen in China, Niger, Pakistan, Peru und Mali aus letzter Zeit belegen, dass es einst Zivilisationen gab, in denen sich keine Spuren zentralisierter Macht finden, keinerlei architektonische Manifestationen von Herrschaft und Unterwerfung – obwohl es bereits Arbeitsteilung und Spezialisierung gab. In einigen der ältesten religiösen Traditionen, etwa im Judentum oder im Taoismus, wird das Gemeineigentum (heute würde wir *Allmende* oder *commons* sagen) propagiert.

Doch dann kam auf leisen und langsamen Sohlen eine zwielichtige Gestalt daher, die sich Fortschritt nannte und Eigentum (drei, zwei, eins, meins) als höchstes Gut propa-

gierte. Wer nicht mittat in der einsetzenden Hatz nach Geld und Gold, befand sich bald außerhalb des Wertesystems, im materiellen Sinne, wer dann noch gegen die herrschende Ordnung opponierte, auch noch im rechtlichen Sinne: geächtet, gesetzlos, vogelfrei – zum Abschuss freigegeben. Der einsame Streiter, der Aussteiger, bedroht seitdem allein durch seine bloße Existenz die Sinnhaftigkeit des autoritären gesellschaftlichen Konstrukts.

Epochen geistiger Blüte brachten auch eine Hochkonjunktur an Utopien hervor: das antike Griechenland, die Renaissance, die Industrialisierung, Sklaverei, Feudalismus, Absolutismus, staatliche Willkür wurden zuerst im Kopf abgeschafft, in der Fantasie niedergerungen, bevor sie in der Realität überwunden wurden. Immer wieder gab es Momente in der neueren Geschichte, das Miteinander radikal anders zu gestalten. Beispielsweise die von Bauern, Kaufleuten und Handwerkern getragene Loslösung der britischen Kolonie in Amerika – diese Revolution führte vorübergehend zu einer Föderation selbstverwalteter Gemeinden, in denen vieles, wenn auch nicht alles zum Guten stand. Oder die anarchistischen Versuche: die Pariser Kommune, die Bauern- und Partisanenbewegung von Nestor Machno in der Ukraine und die Spanische Revolution in den 1930er Jahren, bei der sich die militante Arbeiterschaft in Teilen des Landes gegen den Putsch von General Franco wehrte und die Kontrolle über die Betriebe übernahm. Noch ehe sich diese Gegenentwürfe im Alltag bewähren konnten, wurden sie militärisch niedergeschlagen.

Bedeutend auch die Einzelkämpfer, deren Ideen bis heute unverminderten Einfluss auf ungehorsame Zivilisten besitzen, wie etwa Henry David Thoreau. Der zog sich in eine selbstgebaute Blockhütte am Walden Pond zurück, wollte aus dem amerikanischen Staat austreten, dessen Einstellungen u.a. zur

Sklaverei ihm widerstrebten, was er mittels Verweigerung der Steuerzahlung kundtat. Dies brachte ihm eine Nacht im Gefängnis ein und der Welt im Gegenzug einen der wichtigsten subversiven Texte überhaupt: »Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat«. Die legendäre Blockhütte stand übrigens auf Ralph Waldo Emersons Grundstück, einem anderen utopischen Philosophen und Kämpfer gegen staatliches Unrecht.

Kaum einer wird bezweifeln, dass das Streben nach einem Ideal uns zu besseren Menschen macht. Zugleich trösten wir uns damit, dass ein Idealzustand ohnehin an der Natur des Menschen scheitern muss, der fehlerbehaftet und im Grunde seines Herzens stets egoistisch bleibt. Mit der Ausrede »Die menschliche Natur ist halt so« ist schon viel Grausames gerechtfertigt worden. Statt begreifen zu wollen, was wir von Natur aus sind und wie weit wir uns von diesem ursprünglichen Zustand entfernt haben, werden in den Schulen weiterhin die Thesen von Thomas Hobbes gelehrt, der mit tönernen Argumenten Zwang und Ordnung legitimiert. Denn gerade die inhärente moralische Schwäche des Menschen wird in dem Maße potenziert, in dem man diesem Macht in die Hände gibt, wird verschlimmert durch Privilegien und institutionalisierte Autorität – die Geschichte bietet hierfür Beweise im Überfluss. Es ist zu offensichtlich, als dass man es in den Schulen unterrichten dürfte: Der Mensch ist nicht gut genug, um gütig über seine Mitmenschen zu herrschen, er kann nicht weise und abgeklärt mit den eigenen Privilegien umgehen. Wer an das Schlechte im Menschen glaubt, der müsste erst recht ein System flacher Hierarchien und Transparenz auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens propagieren, der müsste sich rigoros die Überwindung von konzentrierter Macht und Vermögen auf die Fahnen schreiben.

Das Schiff des Ideals ist am Alltag zerschellt.
Frei nach Wladimir Majakowski

Die Träume von Gleichheit und Gerechtigkeit sind gegenwärtig dem Schlaf überlassen, im Wachsein dominiert die Ersatzdroge Konsum. Unter dem Druck, funktionieren zu müssen, um konsumieren zu können, geht der Blick fürs visionäre Ganze leicht verloren, ebenso wie der Glaube daran, etwas verändern zu können.

Wer kennt nicht den Einwand, das sei ja alles schön und gut, aber leider (hier wird meist ein theatralischer Seufzer untergebracht) nicht praktikierbar. Dieses ist ein Mantra der herrschenden Verhältnisse, und ein Mantra bezieht seine Kraft bekanntlich nicht aus dem Sinn, sondern aus der Wiederholung. Unzählige Lebensentwürfe weltweit widersprechen diesem Mantra. Sie entwickeln und verkörpern emanzipatorische Aufbrüche, um jenseits von Ghettos und Eingrenzungen in Gemeinschaften kreativ leben und wirken zu können, mehr im Einklang mit der Natur, mit Hilfe eines gerechteren Wirtschaftens, eines würdigeren Auskommens. Sie praktizieren Veränderung im Kleinen, Widerstand im Alltag lautet die Devise, nichts mehr hinnehmen, was von oben oktroyiert wird, jede Stanze, jede Worthülse hinterfragen. Sie stellen Fetische wie Arbeit und Erfolg in Frage, erkennen einen anderen Reichtum, den Reichtum an Zeit, an Selbstbestimmtheit, an Kontemplation.

Solche Menschen werden in diesem Buch porträtiert. Eigenwillige Vorbilder alternativen Lebens. Porträtiert werden Menschen, die nicht verzagen, sondern aufbrechen, die ein Zeichen setzen gegen den grassierenden Fatalismus und Defaitismus, Menschen, die nicht in die Knie gegangen sind vor den persönlichen Problemen und gesellschaftlichen Gefährdungen:

Die Übermacht der herrschenden Verhältnisse lähmt, der Ausbruch beflügelt, Verzweiflung ist eine affirmative Reaktion, ein Kapitulieren. Porträtiert werden Menschen, die ihrem rasanten Alltag entsagen, die eines Tages innegehalten haben im aufzehrenden Ringen um Selbstbehauptung, die sich selbst befragt haben, indem sie sich selbst und ihre wirklichen Bedürfnisse wahrgenommen haben.

Die Revolution von morgen beginnt schon heute im Kleinen, das illustriert diese Sammlung von Reportagen aus aller Welt, in Strukturen, Netzwerken, Nischen, die Gegenentwürfe praktizieren und vorleben. Trotz eines Systems, das Eigennutz und Gier belohnt, erleben wir täglich solidarisches Handeln, gegenseitige Hilfe, gemeinschaftliche Lösungen. Diese kleinen und großen Handreichungen tragen mehr zum Gleichgewicht in der Gesellschaft bei als das profitable Funktionieren all jener quantifizierbaren Prozesse, die allein die Macht und den Reichtum einer kleinen Schicht, ob Elite, Oligarchie oder Nomenklatura genannt, sichern. Leicht werden wir uns darauf einigen können, dass – abhängig von den jeweiligen sozialen Rahmenbedingungen – dem Menschen sowohl Aufopferung als auch egoistische Gier eigen ist. Ebenso klar sollte sein, dass wir weiterhin und jetzt erst recht utopische Lebensentwürfe benötigen, denn ansonsten droht die Hoffnungslosigkeit, und die ist – wie Karl Jaspers einmal schrieb – die vorweggenommene Niederlage.



NEUSEELAND



Der Regenflüsterer

ANKE RICHTER

Der Hubschrauber, in dem ich mit meiner Familie sitze, knattert über hohe Farne. Mäanderndes Wasser unter uns, die letzten Ausläufer einer Farm, ein einsamer Traktor, dann nur noch Gestrüpp. Urwald, feucht und dicht. Kein Weg, kein Haus, kein Mensch. So geht das jetzt weiter, runter bis zu den Fjorden. Zweihundert Kilometer weiter hört das Land auf, westlich liegt Tasmanien, im Süden die Antarktis. Unser Ziel ist eine Flussmündung in the middle of nowhere, mitten im Nichts. Gorge River.

Wir besuchen Neuseelands abgeschiedenste Familie. Sie wurde nicht nur wegen ihrer selbstgewählten Isolation bekannt, die die meisten westlichen Menschen kaum nachvollziehen können. Sondern weil sie etwas verkörpert, von dem auch in diesem zivilisationsarmen Land viele träumen.

Ich lebe am anderen Ende der Welt, fern von Europa. Ein Sehnsuchtsziel für die, die mehr Natur und Einfachheit suchen. Doch auch in meiner dünner besiedelten Welt gibt es Verkehrsstaus, Hektik, Einkaufszentren. Ihr eigenes Ende, wo man den Menschen entfliehen kann, ist die südliche Westküste Neuseelands: rau und regnerisch, wild und wunderschön. Hier gibt es keine Straßen, keine Promenaden, dafür Seevögel und Milliarden stechender Sandfliegen, die laut einer Sage der Maori von den Göttern abstammen. Die Brandung ist unberechenbar, die Sonnenuntergänge sind betörend. Regenwald und Berge erstrecken sich bis ans Meer. Wer es bis hierhin schafft, muss busch- und wetterfest sein. Meist sind es

Jäger und Angler, die für kurze Zeit ihr Quartier zwischen Fjorden und Gletschern aufschlagen. Niemand bleibt für 33 Jahre und nur mit einem Minimum an Gepäck. Niemand außer Robert Long.

Christan und Robin leben mit ihren Eltern in einem Haus am Meer am Gorge River. Keine Autos oder Lastwagen kommen dort vorbei, denn es gibt keine Straße. Wenn sie zum Einkaufen gehen wollen oder zur Post oder zu anderen Kindern zum Spielen, dann müssen sie drei Tage am Strand entlang und durch den Wald laufen.

Catherine Stewart, Roberts Frau und Mutter der beiden gemeinsamen Kinder, hat diese Zeilen vor achtzehn Jahren in einem Lesebuch für ihre Kinder aufgeschrieben. Wir treffen sie am Ende der Straße südlich von Haast, von wo es nur noch zu Fuß oder per Hubschrauber Richtung Süden weitergeht – eine kleine, kompakte Frau, unprätentiös und herzlich, mit offenem Blick. Sie hat Einkaufstüten und einen zerschissenen Tagesrucksack dabei. Ohne uns wäre sie zu Fuß zurück gewandert. In schnellen Sätzen erklärt sie aus der Luft, wo man dabei Unterschlupf findet, falls das Wetter umkippt. Ihren ganz normalen Heimweg werden wir in ein paar Tagen selbst zurücklegen.

Wir landen auf einem Grasstreifen zwischen Flachsbüschen. Feuchter Salznebel umgibt uns. Die winzige Landebahn ist auf der einen Seite von Treibholz und Strandkieseln gesäumt, auf der anderen Seite liegt der Gorge River. Opales Wasser, das in einer Schlucht verschwindet, dahinter ein Steilhang. Nichts als feuchtes Grün und sattes Braun. Ein urzeitlicher Ort, bis auf die wenigen Quadratmeter, die Robert Long besiedelt hat. Er kommt uns vom Strand entgegen, ein

schlaksiger Riese in Gummistiefeln und selbst genähter Dau-nenweste. Die Augen leuchten stahlblau wie die seiner Frau. Als ich ihm die Zeitung von heute in die Hand drücke, lächelt er, als ob wir ihm ein ganz besonderes Geschenk gemacht hät-ten. Routiniert hält er sich den Schlapphut fest, damit ihn die Rotorblätter des startenden Helikopters nicht wegwehen. »Jeder bekommt erst mal einen Tee«, sagt Long und winkt uns hinter sich her. Wir folgen ihm Richtung Hütte. Sie ist aus grün gestrichenem Holz und Wellblech zusammengestückelt. Solarzellen und die Satellitenschüssel auf dem Dach lassen die Behausung noch altertümlicher und geradezu zwergenhaft er-scheinen, so als ob sie sich vor Wind und Sturmfluten an den Hang dahinter duckt. Ein Fischernetz dient als Gartenzaun, der als Schutz gegen die gefräßigen Possums und Rehe dient. Hinter dem Haus beginnt das Dickicht der Flechten und Farne. Nur wenige Schritte vor dem Haus liegt der Ozean. Wellen rauschen heran, aber baden kann man hier nicht. Zu gefährlich. Allein im Umkreis von sechs Kilometern liegen vier Schiffswracks.

Christan fängt Fisch zum Essen und baut Kartoffeln, Erbsen, Bohnen und Karotten im Garten an. Das andere Essen kommt per Flugzeug, im Hubschrauber oder Boot, und manchmal bringen Wanderer die Post mit.

Vor dem Gartentor steht die kleine Handkarre, mit der Catherine Stewart täglich am Strand Holz fürs Kochen und Heizen sammelt. Daneben ein aus Treibholz gebautes Hub-schraubergerippe. In dem haben Longs Kinder gespielt, als sie klein waren. Jetzt sind Sohn und Tochter aus dem Haus. Dafür lassen sich im Holz-Helikopter gerne mal Jäger auf Hirsch-Safari fotografieren, die auf ihren Rundflügen für 5000 Dollar

eine Zwischenlandung machen. Dann tanken sie kurz die Andersartigkeit eines Exoten, der lebt wie im vorletzten Jahrhundert. Bis vor ein paar Jahren trug Robert Long noch Rauschbart und lange Haare. Am liebsten lief er barfuß. »Beansprout« nannten die Einheimischen den Vegetarier im Pub und auf den Fischerbooten, weil er lieber Bohnensprossen als Steaks aß. Den Spitznamen kennt man auf der halben Südinsel. Es ist respektvoll gemeint, nicht spöttisch. Der Name ist hart erarbeitet.

Mit seinen 53 Jahren ist Beansprout eine lebende Legende, die nur wenige zu Gesicht bekommen. Martina Navratilova tauchte eines Tages mit ihrer Entourage auf; er erkannte die Wimbledon-Siegerin nicht. Auch der CEO von Goldman-Sachs steuerte Gorge River an, als alle Souvenir-Läden in Queenstown geschlossen hatten, denn sein Privatpilot wusste, dass Beansprout Jadeschnitzereien fertigt und Landschaftsbilder malt. Kunst ist mittlerweile Longs Haupteinkommen. Seit seine Lebensgeschichte als Buch erschien und später das seiner Frau, kann er gute Preise verlangen. Gorge River, einer der am wenigsten bekannten und kaum besiedelten Flüsse Neuseelands, ist zum Begriff geworden. Um die 2000 Euro kosten Longs Bilder, alle auf Kommission gefertigt. Es gab Zeiten, da hat er sie noch verschenkt als Dank für ein paar Trockenvorräte, die ihm Wanderer daließen. Er, der jenseits der Gesellschaft gelebt und sich all ihren Regeln und Zwängen konsequent verweigert hat, hat auf seine stille, charismatische Art in ebendieser Welt Karriere gemacht.

»Meine Arbeit ist meine Inspiration«, sagt Robert Long im Gehen. Er ist da, wo er sein will, und macht das, was ihn erfüllt, so lange er will – »bis mich eine Sturmbö von der Staffelei im Freien vertreibt«. Neben der Hütte steht die Schleifmaschine, mit der der Kunsthandwerker Jade bearbeitet. Begon-

nen hatte er nur mit einem Faustkeil. »Ich habe mich langsam von der Steinzeit ins Industriezeitalter hochgearbeitet«, sagt er und wischt sanft an einem halbfertigen grünen Delfin herum. Dieses Lächeln! Es flackert auf, macht ihn weich und verletzlich und verschwindet dann sofort wieder hinter Haarzotteln und Denkerstirn. Meinen Söhnen schenkt er jeweils ein kleines Stück Jade. Das »grüne Gold« findet er zwischen Strandkieseln. »Alle Menschen, die hier hin kommen, sind etwas Besonderes. In Auckland hätten wir solche Begegnungen nicht«, sagt Long. Die Großstadt ist die Antithese zu allem, wie und wofür er lebt. Als er einmal in New York war, verlor er sofort alle Energie. Er fühlte sich angreifbar, verloren und allein. Aber nicht hier draußen.

Wir treten durch die Tür aus geflicktem Fliegengitter. Der Raum ist halb Atelier, halb Rumpelkammer. Auf der Werkbank ist ein Possumfell zwischen Nägeln zum Gerben gespannt. Daneben steht eine Nähmaschine mit den Pedalen eines alten Kinderfahrrads als Antrieb. Catherine Stewart verarbeitet dort Felle zu Kissen und Pantoffeln aus Öko-Pelz, eine echte »cottage industry«. Jeder Zentimeter Wand hängt voll mit Kleidung und Arbeitsgeräten, auch von der niedrigen Decke baumelt Krimskrams.

Die Wohnschlafküche nebenan ist urig und heimelig wie ein Hobbit-Haus. Viele Möbel sind aus Strandgut gebaut, die Kissen selbst bestickt. Die Aussicht: Meer in allen Schattierungen, in weiter Ferne winzig ein Schiff. »Die fischen hier nicht«, weiß Catherine sofort, »die fahren weiter.« Als die erdverbundene Australierin Robert Long zum ersten Mal auf einer Westküsten-Wanderung traf, lebte er bereits neun Jahre allein am Gorge River. Damals trug er einen Hut und Kittel aus selbstgesponnener Wolle, mit Nadeln gestrickt, die aus einem alten Ofenrost stammten. Delfinzähne, Korallen und

Knochen dienten als Knöpfe. Seine Gummistiefel hatten Flicker aus Autoreifen. Das Letzte, was man ihm ansah: dass er aus einer gutbürgerlichen Familie stammt.

Robert war ein ehrgeiziger Schüler, gewann rudern Sportpokale und marschierte bei den Kadetten mit. In allem wollte er der Beste sein und Arzt werden. Doch mit seinen Freunden streifte der Teenager die nächsten zehn Jahre an den Wochenenden durch die Wälder und entdeckte ein Leben jenseits der Vororte und Kaderschmieden – unkonformistisch, frei, natürlich. Sie bauten sich Hütten, schwammen im Fluss, gingen in ihrer Umgebung auf und wussten, dass sie »die Antwort und den Traum« hatten, nach dem sich andere sehnen: »Einfache menschliche Beziehungen, Respekt für Tiere und Pflanzen.« Im dritten Jahr schmiss Robert Long sein Medizinstudium hin und brach aus dem »Mainstream-Albtraum« aus, wie er ihn nannte. »Nichts konnte mich mehr stoppen.« Auch seine Eltern nicht, so sehr sie es auch versuchten. Er schwor der Konsumgesellschaft ab, reiste in Indien durch alternative Kommunen, aber dort ging es »immer nur um die Leute«. Die Sinnuche führte ihn zurück nach Neuseeland. Er heuerte auf Fischerbooten an, aber nur so lange, bis er wieder genug Geld für die Grundvorräte zum monatelangen Überleben in der Wildnis hatte. »Je weniger ich besaß, desto mehr wuchsen meine Entschlossenheit und mein Geist«, schrieb er später. Minimalistischer Survivalist wollte er sein, selbst im Falle einer nuklearen Katastrophe. Er war ein perfektionistischer Aussteiger, kein Penner.

Die halb zerfallene Hütte am Gorge River, damals noch ohne elektrisches Licht und kleiner als heute, entdeckte er auf einem seiner Streifzüge entlang der südlichen Westküste, wohin keine Straße mehr führt. »Es war wie ein Nachhausekommen.« Sie gehört der Naturschutzbehörde DoC, die sie ihm

lebenslang überließ, solange er sich auch um die Wanderhütte daneben kümmert. Long quartierte sich ein und nahm nur das Allernötigste aus der Zivilisation mit. Sein einziges Werkzeug für den Neubeginn im Busch war ein Meißel. Er hatte nicht mal eine Taschenlampe. Sein Ehrgeiz war, so zu leben wie die ersten Maori – aber komplett allein. »Ich war ein Niemand, frei von allem Schein. Mein Glaube in die menschliche Natur wurde jeden Tag stärker.«

Über Jahre durchstreifte er meist barfuß die Umgebung, »wie ein wildes Reh«, nur mit ein paar Nüssen in der Tasche, im Freien schlafend, seine Grenzen auslotend. Es konnte Wochen dauern, bis er auf andere Menschen traf. »Das Gefühl der Isolation im Winter ist absolut, und niemand, der es nicht erlebt hat, kann die Einsamkeit nachvollziehen, die ich in meinen Jahren am Gorge River durchlebte«, schreibt er. »Gleichzeitig hat sie mich den Wert menschlicher Nähe schätzen gelehrt.«

Er mahlte die Samen von Wildgräsern zu Mehl und buk sich daraus Fladen, angereichert mit Seetang. Seine künstlerische Ader erwachte. Er begann, Jade von Hand zu bearbeiten, und schuf kostbare Kleinode. Mehr als zweihundert Dollar brauchte er im Jahr nicht zum Leben, Unterstützung hat er nie beantragt. Manchmal warf er sich mitsamt seinem Rucksack in die Wellen, schwamm hinaus zu einem der Fischerboote, schuftete dort eine Weile, sprang woanders wieder von Bord und wanderte zurück zum Gorge River. Oder er wurde von einem Piloten mitgenommen, der ihn auf einer Bergkuppe entdeckte, meditierend. Er fühlte sich frei wie ein Vogel, eins mit den Naturgewalten und dem Kosmos. Ein menschenfreundlicher Einsiedler – bis Catherine kam, die studierte Immunologin mit scharfem Verstand, die immer ganz genauinhört und gerne lacht.

»Ich hatte gebetet, dass eine Frau für mich auftaucht«, sagt Robert und hantiert am Holzofen, auf dem seit seinen ersten Tagen am Gorge River gekocht wird. Sein Kopf stößt fast an die niedrige Decke. »Ich wollte immer eine Familie.« Er ist tief gläubig, wenn auch nicht im kirchlichen Sinn. Etwas Größeres beschütze ihn, sagt er. Daher verspüre er auch nie Angst vor dem, was ihm in der Wildnis zustoßen könne. Catherine dagegen ist eher handfest als spirituell oder romantisch. Entsprechend realistisch sah sie das Eremitenleben am Gorge River, auch wenn sie früher davon geträumt hatte, in einem Leuchtturm zu wohnen. Es muss eine schwere Entscheidung gewesen sein, die Isolation und der Verzicht auf so vieles, alles für einen radikalen Idealisten. Ihre Dusche in Roberts Stranddomizil war anfangs nur eine durchlöchernte Spülmittelflasche mit Sickerstrahl. Das Trinkwasser wurde als Regen vom Dach gesammelt. Einen Spiegel hatte sie jahrelang nicht, aber vermisst hat sie ihn nicht. Sie besitzt lediglich eine dreifache Wechselgarderobe, alles second hand. Mäuse, Buschratten und Lecks im Dach waren auszuhalten, sagt sie. Bis sie schwanger wurde. Plötzlich gab es kein Zurück mehr. Gorge River für immer, mit Kind? Ohne Hilfe von außen, andere Mütter, Arztpraxen, Kindergärten, Einkaufsmöglichkeiten? Es war ihre schwerste Zeit in all den Jahren.

Im sechsten Monat wanderte das Paar über mehrere Tage zum nächsten Ort im Südosten, um eine Hebamme zu treffen. Für den Rest der Schwangerschaft am Gorge River hatte Catherine weder Ultraschall noch Gynäkologen, sondern nur ein Hörrohr und Urin-Sticks. Ein Fischer hatte versprochen, sie zwei Wochen vor der errechneten Niederkunft mitzunehmen, aber er vergaß es. Telefon oder Internet hatten sie nicht. Robert ruderte sie schließlich zu einem anderen Boot hinaus. Ein Jahr nachdem Christan Long auf einer Farm von Freunden geboren

wurde, heirateten seine Eltern draußen an dem Fluss, in dem der Sohn bei der ersten Wanderung nach seiner Geburt getauft wurde. Alle entfernten Freunde und Nachbarn tauchten zur Hochzeit auf und brachten das Essen mit. Die Perlmutter-Eheringe hatte das Paar sich selber geschnitzt. Bald folgte Tochter Robin.

Die Stoffwindeln wusch die junge Mutter auch im tiefsten Winter draußen im Fluss. Mehr als einmal rutschte sie aus und fiel ins Wasser. Inzwischen haben sie einen Wasseranschluss ins Haus gelegt, mit gespendeten Rohren. »Viel wichtiger als elektrisches Licht«, sagt Catherine. Eine Waschmaschine hat sie dagegen nicht: »Kein Problem, ich mach das gerne. Das Einzige, was ich noch immer vermisse, ist ein Staubsauger.« Ihre Finger haben unter der jahrelangen körperlichen Arbeit so sehr gelitten, dass sie steif geworden sind. Aber Häkeln geht noch, ebenfalls ein Nebenverdienst. Catherine zieht Wolle und Babyschuhe aus Possumfell hervor, Robert bringt frischen Kuchen. Auf dem Tisch steht ein Glas mit den obligatorischen Sprossen. »Meistens gibt's bei uns Fisch und eigene Kartoffeln.« Sie zeigt mir ihre bescheidene Vorratskammer unter der Spüle. Essen ist ein zentrales Thema ihres Pionierlebens, aber nicht im ideologischen Sinne: sondern, dass es überhaupt da ist. Die säurehaltige Erde im Garten gab anfangs nicht viel an Gemüse her. Jetzt reichern die beiden sie mit vergrabenen Possum-Kadavern an. Zucker und Fett waren selten, ein schneller Einkauf nie möglich. Es gab ein Jahr, das sie halbironisch als die »Hungersnot von 1999« bezeichnen. Der Pilot, der ihnen bis dahin jeden Monat Vorräte aus der Zivilisation gebracht hatte, tauchte plötzlich nicht mehr auf. Der Reis reichte nur noch für die nächsten fünf Tage, als es zuerst geschah. Robert machte sich auf, um entlang der Küste die Notrationen auszugraben, die er dort

gebunkert hatte. Damit kam die Familie eine weitere Woche über die Runden.

Entbehrungen waren normal für das Paar. Wann immer die Beansprouts etwas Bestimmtes wollten, gab es nur eine Lösung: »Vielleicht finden wir es am Strand.« Mal wurde ein Schlafsack angespült, mal Baumaterial fürs Haus – die Hälfte kam so zusammen. Als erste Babybadewanne diente ein Fischbehälter, der irgendwo über Bord gegangen war. Für Robert waren Konsumverzicht und Recycling Ideale, die er extremer gelebt hat als irgendjemand in seinem Land, das kaum bittere Armut kennt. Für seine Frau jedoch war seine Utopie ein ständiger Kompromiss, und auch Tochter Robin teilt den Idealismus des Vaters nur begrenzt, da sie ihn täglich gelebt hat. Schön und gut, sagt Catherine, nachts bei Minustemperaturen unterwegs in einer Scheune zu schlafen – aber den Kinderpo in einer zugefrorenen Pfütze zu säubern ging selbst ihr zu weit. Und trotzdem stellt auch sie fest: »Jedesmal, wenn wir mit den Kindern in die Stadt kamen, wurden sie sofort krank. Es strengte sie alles an. Zu Hause war es besser.« Robert bläst ins gleiche Horn: Nicht das Leben am Gorge River sei hart, sondern die Abstecher in die Zivilisation.

Sie unterbricht ihn. Irgendetwas scheint sich am Horizont abzuspielen. »Eine Windhose.« Wir haben sie nicht bemerkt, aber Catherine Stewart schaut fasziniert hinaus, als ob sie eine dramatische Straßenszene verfolgen würden. Ihre Wahrnehmung ist anders als unsere. Sie ist eine wandelnde Seismografin, zwei Jahrzehnte lang durch Schauer und Sturmfluten geschult. Genau wie Robert kann sie das Wetter und die Natur dechiffrieren, während wir Besucher vor allem die Symbole des Zeitgeistes, der Kultur erkennen. Aber kaum einheimische Vögel. Das gestickte Bild eines Spatzen steht am Fenster neben einer kleinen Marienstatue. Das Spinnennetz

